

kamen im Laufe der Jahrhunderte noch andere Ursachen hinzu. In Motivierung und Klima ist die nationalsozialistische Periode der christlichen Lehre nichts schuldig geblieben. Einzelne Christen haben ihr Leben gewagt und verwirkt, indem sie Opfer Hitlers retteten, aber — bei den Kirchen ist die Linie geblieben, wie sie war, ununterbrochen weder durch ausreichende Schuldbekennnisse noch durch Wiedergutmachung oder Reue.“ Wir haben diesen Abschnitt so ausführlich zitiert, weil er nach unserer Ansicht nicht nur etwa für die Methode von Parkes aufschlußreich ist, sondern sein eigenes Unternehmen richtet. Vorurteile kann man nur überwinden durch Klärung, nicht aber durch Schaffung neuer Vorurteile. Trotz seiner außerordentlichen Belesenheit fehlt es dem Verfasser am Vermögen, ein differenziertes Urteil zu fällen. Niemand wird die Verfolgungen der Juden bagatellisieren wollen. Doch sind folgende Fragen zu stellen: Gelten die Verfolgungen für alle Zeiten, gelten sie in gleicher Intensität, steht nicht Verfolgung Duldung und auch Anerkennung gegenüber? Um die Lage der Juden beurteilen zu können, muß man berücksichtigen, wie das Mittelalter selbst den Juden einen Platz zwischen den Heiden einerseits und den Kettern andererseits angewiesen hat. Der Kult der Heiden galt als verwerflich, als Götzendienst; im Kult der Juden sah man eine Fortsetzung des alttestamentlichen Kultes, der seinerseits in typologische Beziehung zum christlichen gesetzt wurde. Insofern der alttestamentliche Kult verehrungswürdig war, galt das auch für den jüdischen Kult. Damit soll nicht geleugnet werden, daß trotzdem der Verdacht antichristlicher Gebete und Flüche bestand. Damit wird die Frage nach einer jüdischen Abwehrhaltung gegenüber den Christen aufgeworfen. Daß es eine antichristliche jüdische Polemik gab, wird der nicht bestreiten, der an den Sefer Nizzachon und die Toledoth Jeschu denkt. Parkes hat wohl in seinem Versuch, den Juden gerecht zu werden, zu wenig bedacht, daß manche Vertreter des Judentums durch ungeschicktes Auftreten Gefühle des Hasses erwecken konnten. Doch noch ein Wort zu der mittelalterlichen Problematik. Stärker, als Parkes es tut, müßte die Aufsplitterung der Rechtssphären, der Widerspruch zwischen theoretischem und praktischem Recht, gesehen werden. Damit soll natürlich in keiner Weise die Tatsache einer christlichen Judenfeindschaft verringert oder verkleinert werden. Trotzdem muß man sich gegen das Bild einer geradlinigen Entwicklung, wie Parkes es zeichnet, mit Nachdruck verwahren. Auch ist zu bedenken, daß der nationalsozialistische Antisemitismus sich keineswegs auf christliche Motive gestützt hat, sondern sich auf völkisch-rassistische Motive berief. Das Problem liegt freilich darin, zu klären, wie es zur Transformation der Motive kommen konnte. Auch scheint es nicht gerecht, den Kirchen als ganzes jedes Zeichen der Reue abzusprechen. An Reuebekenntnissen der evangelischen Kirche in Deutschland hat es nicht gefehlt. Es sei auch auf die Verlautbarungen der katholischen Bischöfe Deutschlands von 1961 und 1962 hingewiesen (vgl. FR XIII, 3; XIV, 3)¹. Inzwischen hat ferner die Debatte auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil über das Verhältnis Kirche und Juden gezeigt, wie viele katholische Bischöfe um Verantwortung und Mitschuld der Christen wissen. Wiewohl nun James Parkes mit seiner Grundthese von der christlichen Wurzel des Antisemitismus Widerspruch hervorrufen wird, so ist seine Arbeit doch gewiß auch in diesen Partien noch bedenkenswert. Es muß aber gefragt werden, ob so generalisierende Urteile, wie sie sich bei Parkes finden, nicht letztlich doch mehr schaden als nutzen, weil sie dem Fragenden kein zutreffendes Bild der geschichtlichen Vorgänge zu vermitteln vermögen. Da die Fehlurteile den Zugang zur eigentlichen Problematik vielfach verstellen, wäre es wünschenswert, derartigen Arbeiten sorgfältige Detailuntersuchungen zur Seite zu geben. Sie könnten ein zutreffenderes Bild ergeben, als es Parkes bei aller guten Absicht zu zeichnen vermag.

W. E.

¹ Erklärung der deutschen Bischöfe zum Eichmann-Prozeß, Gebet für die ermordeten Juden und ihre Verfolger, vom 29. 8. 1962. Aus dem Hirtenwort der in Fulda versammelten Bischöfe Deutschlands.

Max Präger / Siegfried Schmitz (Hrsg.): Jüdische Schwänke. Wiesbaden 1964. Rheinische Verlagsanstalt. 282 Seiten.

Mit einem interessanten Nachwort von S. Schmitz versehen, haben die Herausgeber hier eine Auswahl jüdischer Schwänke, jüdischer Witze, vorgelegt, die im wesentlichen der 1920 im Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel erschienenen Sammlung „Rosinkes mit Mandlen“ entnommen sind. Die J. Olsvanger als Zeugnis der Volksliteratur der osteuropäischen Juden herausgegeben hatte. Eine geringere Zahl von Schwänken entnahmen die Herausgeber und Übersetzer der Sammlung „Jüdische Witze“ von A. Rawnitzky, einige wenige fügten sie aus eigener Kenntnis hinzu. S. Schmitz sieht die soziologische Grundlage des jüdischen Witzes in der Fremdheit der Juden inmitten ihrer Umgebung: zu den besonderen Kennzeichen zählt er die fast schrankenlose Assoziationsfähigkeit, ein orientalisches Erbe, die breite ausgeschmückte Erzählung, die Neigung zum Schwankhaften, schließlich die Züge, die sich aus den sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen der jüdischen Massen im Osten ergaben. Nach Schmitz ist ja der „ursprüngliche jüdische Witz . . . , wie eben jeder Witz, ein von der Masse getragenes Geistesprodukt, demgemäß beeinflußt durch die innere geistige Veranlagung der jüdischen Masse, die im Osten wohnt“ (S. 272).

Die Ausgabe hat hohes Niveau, die Lektüre belehrt nicht nur, sie ergötzt auch echt. Die Gliederung der Herausgeber ist klar und einleuchtend.

Wer hier zum erstenmal mit dem jüdischen Witz bekannt wird, mag bemerken, daß die spitz-geschlossenen Pointen selten sind: das Breite und seltsam Offene dieser Schwänke wird ihn aber zu eifriger Lektüre laden.

R. P.

Henri Daniel-Rops: Er kam in sein Eigentum. Die Umwelt Jesu. Aus dem Französischen übersetzt von Sigrid Stahlmann. Stuttgart 1963. Deutsche Verlagsanstalt. 424 Seiten, 16 Abbildungen, mehrere Zeichnungen und Karten.

Man wird kaum ein Buch nennen können, das die vielfältigen, wissenswerten Realien (alles, was das tägliche Leben betrifft) aus der Umwelt Jesu in spannenderer, lebenswürdigerer und gefälligerer Form dem Leser serviert. Darin ist der Verf., Mitglied der Académie Française, unübertroffen. Aber gerade weil sich das Buch so leicht und unterhaltend liest, muß vor seinen nicht zu verhehlenden Schwächen gewarnt werden. Sie liegen hauptsächlich darin, daß die Ergebnisse der neueren Exegese wenig herangezogen werden, daß fast alle neutestamentlichen Schriften in ihren Aussagen mehr oder weniger als historisch bare Münze genommen werden und in den Realienkontext hineingearbeitet werden. So einfach sind die Dinge nicht, das muß falsche Vorstellungen wecken! So wird der lukanische Bericht von der Vorstellung im Tempel zu einer „rührenden Szene“ (S. 110), und Maria kommen, „während sie das Magnifikat betet, . . . so viele biblische Erinnerungen, daß man etwa dreißig herausgefunden hat!“ (S. 115). Jesu Totenerweckungen und seine Auferweckung erscheinen auf einer Ebene (S. 327), Worte aus den Synoptikern und dem Johannesevangelium werden bedenkenlos kombiniert und in dieser Kombination dem historischen Jesus unterstellt. Verzerrungen sind daher leider unvermeidlich, und man hat Bedenken, das Buch dem kritiklosen Leser zu empfehlen, obwohl es sehr viel Wissenswertes bietet, das dieser in Fachbüchern kaum nachlesen wird.

Auf die Bedenken, die von jüdischer Seite geäußert wurden, sei hingewiesen. (Vgl. Israelitisches Wochenblatt der Schweiz 1964/18 S. 78, Zürich, 1. 5. 1964.) Warum deutsche Verlage öfter solch künstlich aufgeputzte Titel wählen, statt beim einfach übersetzten Originaltitel zu bleiben (hier: La vie quotidienne en Palestine au temps de Jésus), bleibt rätselhaft. Man weckt nur falsche Vorstellungen.

R. P.

Karl Thieme (Hrsg.): Franz Rosenzweig. Die Schrift. Aufsätze, Übertragungen und Briefe. Frankfurt/M. o. J. (1964). Europäische Verlagsanstalt. Bibliotheca Judaica. 256 Seiten.

Das Nachwort zur Auswahl aus den Werken und Briefen Franz Rosenzweigs, das bereits vor Erscheinen des Auswahl-

bandes erstmals veröffentlicht wurde im Freiburger Rundbrief XV, 57/60, Januar 1964, S. 13–20, schreibt der inzwischen ebenfalls verstorbene Karl Thieme: „Ob aus dem begrenzten Kreis derer, an deren Adresse Franz Rosenzweig sein Werk gerichtet hatte, der deutschen Juden vor Auschwitz, der wesentlich weitere Kreis derer nun zu werden beginnt, an die es gerichtet ist, das ist die Frage, die zu seinem Teil jeder Leser dieser Auswahl zu beantworten haben wird.“ In seiner für ihn so charakteristischen, die Fülle der Gedanken in wenige aber verschachtelte Sätze pressenden Sprachweise beschwört der Herausgeber die Aufmerksamkeit des Lesers für das Werk dessen der gemeinsam mit *Martin Buber* aus hebräischem Sprachgeist die Bibel neu übersetzte — Norbert Lohfink charakterisierte in Stimmen der Zeit 87, S. 444 ff. die Übersetzung als vom Geist des Expressionismus bestimmt, dem sich Rosenzweig in der Tat zugehörig fühlte. Neben Buber ist Rosenzweig wohl der bedeutendste Denker, den das deutsche Judentum kurz vor seinem Untergang hervorgebracht hat. Gleich Buber steht er jenseits von Orthodoxie und Liberalismus. Im Unterschied zu Buber steht er aber auch über den Gegensätzen von Zionisten und Antizionisten, empfindet er die Zionisten als kleinjüdisch — ein Wort, das er in Anlehnung an den Ausdruck Kleindeutsch prägt. Vgl. dazu seinen Brief an Hedwig Cohn-Vohsen vom 7. 3. 1918, S. 222 bis 225. Doch das hindert ihn nicht, den Zionismus als notwendig für das Judentum anzuerkennen. Wie die Sozialdemokratie zur Verwirklichung des Gottesreiches durch die Kirche wichtiger sei als die Kirchlichen, so meint er in einem Brief an Hans Ehrenberg vom 19. 4. 1927, so sei der Zionismus für die Synagoge unentbehrlich. Aber während das Werk Martin Bubers zumindest in aller Mund ist (ob es tatsächlich gelesen und erarbeitet wird, ist freilich eine andere Frage), gehört Franz Rosenzweig, einen kleinen Kreis von Kennern abgesehen, heute zu den Vergessenen.

Die vorliegende Auswahl aus seinem Werk versteht sich als Hinführung und Einführung. Sie will den Leser dazu anlocken, sich mit den Gedanken Rosenzweigs vertraut zu machen. Gerüstet mit dem Vorwissen, das ihm die Auswahl bietet, wird er sich dann die großen Werke, besonders den *Stern der Erlösung*, leichter erschließen. Die Auswahl trägt den Titel: *Die Schrift*. Um die Erschließung der Heiligen Schrift, um ihre Übersetzung, um die Aufgabe des Übersetzers überhaupt hat Rosenzweig sein Leben lang gerungen. Mit dem Übersetzer Rosenzweig machen die beiden ersten Abschnitte der Auswahl, denen der Herausgeber die Überschriften: *Die Schrift und Interpretationen* gab, vertraut. Übersetzen ist, wie Rosenzweig in dem Aufsatz *Die Schrift und Luther* S. 51, bekennt, das, was theoretisch niemand kann, weil es keine vollkommene Übertragung von einer in eine andere Sprache geben kann, aber praktisch doch jeder tun muß und praktisch tut. Jede Mitteilung, jede Unterredung ist Übersetzen: „Wer spricht, übersetzt aus seiner Meinung in das von ihm erwartete Verständnis des Anderen, und zwar nicht eines unvorhandenen allgemeinen Anderen, sondern dieses ganz bestimmten, den er vor sich sieht und dem die Augen, je nachdem, aufgehen oder zufallen.“ Übersetzen ist notwendig, solange es Gespräch gibt. Eine gelungene, eine gute Bibelübersetzung einer vergangenen Generation kann die folgende nicht von der Verpflichtung ihrer eigenen Übersetzung entbinden. Übersetzen ist für Rosenzweig Antwort geben auf die Schrift, Rede und Widerrede, jeder Generation neu aufgegeben, denn jedes Geschlecht ist von der Bibel zum Gespräch eingeladen, zur Begegnung aufgefordert, Antwort geben muß jeder Mensch: „Der Frage des dritten Kapitels der Genesis suchte Paulus die Antwort, indem er die Worte des zwanzigsten Kapitels des Exodus in Frage stellte. Seine Antwort wurde von Augustin und Luther wiederholt, doch auf sein Infragestellen gaben die beiden jeder wieder eine eigene Antwort, jener die Antwort seines Gottesstaates, dieser die Antwort seines Schreibens an die Ratsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollten“ (S. 76 f.). Übersetzen heißt Interpretieren, jede Übersetzung der Heiligen Schrift offen-

bart eine bestimmte Theologie, jede Neuübersetzung stellt die vorhergehende Theologie in Frage.

Nicht der Willkür ist damit das Wort geredet. Rosenzweig wehrt sich gegen jede Verharmlosung ebenso wie gegen unangebrachte Aufrauungen der Übersetzung. Ein Greuel sind ihm Versuche einer Nachdichtung. Im Nachwort zu den Hymnen und Gedichten des Jehuda Halevi das in den Auswahlband ebenfalls mitaufgenommen ist, fordert er, daß das Fremde in die eigene Sprache als Fremdes eingebracht werde, daß der Leser das Fremde als Fremdes in der eigenen Sprache kennenlernen kann. Hat die fremde Sprache etwas zu sagen, dann muß davon die eigene Sprache angereichert werden: „Es ist gar nicht möglich, daß eine Sprache, in die Shakespeare oder Jesaja oder Dante wirklich hineingesprochen hat, davon unberührt geblieben wäre. Sie wird eine Erneuerung erfahren, genau wie wenn ein neuer Sprecher in ihr selbst aufgestanden wäre. Ja mehr noch. Denn der fremde Dichter ruft in die neue Sprache ja nicht bloß das, was er selber zu sagen hat, hinein, sondern er bringt die Erbschaft des allgemeinen Sprachgeistes seiner Sprache mit zu der neuen, so daß hier nicht bloß eine Erneuerung der Sprache durch den fremden Menschen, sondern durch den fremden Sprachgeist selber geschieht“ (S. 83).

Solches Übersetzen ist aber nur möglich, wenn der Übersetzer in den Dialog mit dem zu Übersetzenden eintritt. So ist die Übersetzung der Schrift nur verständlich aus den religiösen und philosophischen Positionen Rosenzweigs. Ihnen ist der dritte Abschnitt der Auswahl gewidmet, der die Überschrift trägt: *Neues Denken*. Gegenüber den Christen, für die die Heilige Schrift, der er den Namen die Bibel unbedingt zuerkennt, nur das Alte Testament ist, hält er bewußt an der Einheit der Schrift fest. Von jüdischer Bibel zu sprechen, erscheint ihm als in die Defensive gehen. Aber sein Bekenntnis zum Judentum ist nicht selbstverständlich. In der Auseinandersetzung mit christlich gewordenen Freunden und Verwandten erfährt er sein Judesein und begründet es. Die entscheidenden Briefe, in denen er sein Verhältnis zum Christentum, zur Judenmission, zum Zionismus sagt, hat der Herausgeber in den Auswahlband aufgenommen. Hervorgehoben seien die Briefe vom 31. 10. und 1. 11. 1913 an Rudolf Ehrenberg. Was er im letzteren Schreiben über das Verhältnis von Kirche und Synagoge sagt, gehört zum Tiefsten, was zu diesem Thema jüdischerseits geäußert wurde. Er bekennt sich zur Demutsgestalt der Synagoge, „die vom Allgemeinmenschlichen unverlockt, nur vom Ärgernis weiß“, und darum der Kirche eine stumme Mahnerin ist, daher aufbewahrt bis zum Tage, da der letzte Grieche in die Kirche eingegangen sein wird und der Jüngste Tag, „der Erntetag der Hoffnung, anbricht“ (S. 218).

Gespräch zwischen Christen und Juden, wie es sich u. a. die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland zur Aufgabe gesetzt haben, dürfte an den Werken und Briefen Rosenzweigs nicht vorbeigehen. Die Auswahl erleichtert zweifellos den Zugang zu dem an sich nicht leicht erschließbaren Werk Rosenzweigs. Doch geht der Band nicht nur die an, die am Gespräch der Religionen interessiert sind, die von ihrem Glauben her erkannt haben, daß die Begegnung von Christen und Juden von der gemeinsamen Grundlage der Heiligen Schrift her gefordert ist. Vielmehr hat Rosenzweig in seiner Auseinandersetzung mit Kant, Schelling und Hegel einen gewichtigen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte geleistet, den man nicht unbeachtet sein lassen sollte. In einer Zeit, die fast schon vergessen hat, was der Versuch, Deutscher und Jude zugleich zu sein, bedeuten konnte, ist es doppelt geboten, auf die Werke und Briefe von Rosenzweig hinzuweisen.

Der Auswahlband ist das Angebot, einen zu Unrecht Vergessenen wieder kennen zu lernen. Man möchte wünschen, daß dies Angebot von vielen angenommen würde. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Auswahl zur Einladung würde, Rosenzweigs Werk als Ganzes kennenzulernen. W. E.